

Erlebnisse an einer Privatschule in Ostafrika

Autor(en): **Wälti-Michel, Regine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **66 (1961-1962)**

Heft 10-11

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-317078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erlebnisse an einer Privatschule in Ostafrika

Im Sommer 1957, an einem Samstagmittag, entdeckten wir im «Berner Schulblatt» ein kleines Inserat: Eine Plantagengesellschaft in Ostafrika suchte ein Lehrerehepaar. «Wollen wir es probieren?» fragte mein Mann — und nach wenigen Tagen trugen wir ein Bewerbungsschreiben zur Post. Wir vernahmen lange nichts und vermuteten, das Glück sei uns nicht gewogen. Zu Unrecht: vier Monate später fuhren wir mit dem Schiff «Africa» dem Kontinent gleichen Namens entgegen. Alles war in der Zwischenzeit geregelt worden: die Kündigung, das Auf- und Zusammenräumen in unserem Schulhaus, das Verstauen unserer Habe auf den Estrichen unserer Verwandten, das Packen und schließlich das Abschiednehmen für drei ganze Jahre. Das letztere bereitete vor allem unseren Müttern Kummer; wir selber hatten gar keine Zeit zum Traurigsein und bestiegen voller Zuversicht und Spannung den Zug nach Italien.

Wir schifften uns in Triest ein, gingen in Brindisi noch einmal an Land und fuhren dann schräg durchs Mittelmeer nach Ägypten. Die Fahrt durch den Suezkanal und das Rote Meer dauerte viele Stunden — und dann kamen wir endlich in Mombasa an. Dort, auf dem riesigen Asphaltplatz vor den Zollhallen, verschlug es uns zum erstenmal fast den Atem: keine kühle Ozeanbrise wehte, und schon nach wenigen Schritten klebten uns die Kleider an der Haut. Wir standen beinahe auf unserem eigenen Schatten und die Luft zitterte vor Hitze. — Ein Negerchauffeur brachte uns von der Hafenstadt auf die 150 km gegen Süden gelegene Pflanzung.

Über die Festtage waren wir allein, weil alle Kinder zu ihren Eltern gefahren waren. Schließlich gingen die Ferien zu Ende, und am 9. Januar begann wieder die Schule.

Mein Mann, der immer Oberschüler unterrichtet hatte, mußte sich nun in die Gesamtschule einarbeiten. Absichtlich wurde keine Sekundarschule angeschlossen: die Kinder sollten nach den sechs Primarschuljahren in die Schweiz übersiedeln, damit sie sich den Verhältnissen und der Lebensweise der Heimat nicht ganz entfremdeten.

In der Schule befand sich auch eine gut eingerichtete «Werkstatt». Mein Mann fertigte zusammen mit den Buben und an seinen freien Nachmittagen unzählige Autos und Flugzeuge an. Schon die Erstkläßler konnten am Ende des Jahres recht geschickt mit den Werkzeugen umgehen.

Mir war der Handarbeitsunterricht zugeteilt, den ich genau nach bernischen Vorschriften durchführte. Anstatt der Sportsocken strickten wir natürlich leichte baumwollene Söcklein und statt der Handschuhe lustige Zipfelmützchen für die Puppen. Stoffe und Garne gab es in ziemlich reicher Auswahl in der nahen Stadt.

Der Unterricht wurde in deutscher Sprache erteilt, weil wir ja in der Mehrzahl Schweizer Kinder zu betreuen hatten. Es waren die Kinder der Angestellten von zirka zehn Pflanzungen. Diese Pflanzungen gehörten derselben Gesellschaft und lagen zum Teil so weit weg von der Schule, daß die Kinder unmöglich jeden Tag hätten heimgehen können. — Lehrmittel bezogen wir aus der Schweiz. Neben der eigentlichen Schularbeit hatten wir noch unendlich viel zu tun. Mein Mann war zugleich Lehrer, Hausvorstand und Abwart. Ich mußte den ganzen Einkauf besorgen und fuhr jede Woche in die nahe Stadt auf den Markt. Auch die Buchhaltung, die Beaufsichtigung der Wäsche, die Pflege der Tiere und des Gartens bereiteten große Mühe. Unsere Tage waren mit Arbeit reich befrachtet.

Am Anfang bereitete uns die Sprache die größte Schwierigkeit. Ich ging keinen Schritt ohne Wörterbuch und mußte für die kleinste Anordnung mühsam Wort für Wort zusammensuchen. Keiner unserer sieben Boys konnte etwas anderes als sein Swaheli. Zum Glück haben die Schwarzen, die schon längere Zeit bei Europäern arbeiten, einen besonderen Sinn zum Verstehen von unvollständigen oder falschen Sätzen, und sie können sogar aus einem einzelnen Wort heraushören, was man gerne sagen möchte. Allerdings nur, wenn sie dies wollen. Manchmal paßt ihnen ein Befehl nicht, und dann ist man machtlos gegen die Ausrede «Ich habe dich nicht verstanden». (Das Swaheli kennt nur die Du-Form.)

Im Gegensatz zu unseren Gepflogenheiten wohnen die schwarzen Dienstboten nie im Hause des Arbeitgebers. Sie leben in einem nahen Negerdorf oder in einem kleinen Camp, das zur Siedlung gehört. Sie essen auch nie mit den Europäern. Ihre Nahrung wird von den Frauen auf andere Weise zubereitet und besteht aus Früchten, Maismehl, Maniok (eine Art Kartoffel) und einheimischen Gemüsen. Getrunken wird Tee, Kaffee, Wasser (selten abgekochtes) und — manchmal leider etwas zu viel — selber abgezapfter Palmwein.

Der Europäer ißt eigentlich fast dasselbe wie daheim in Europa. Weiße Farmer im Hochland schicken per Bahn Kisten mit vielen uns bekannten Gemüsen in die Stadt. Auf dem Markt waren außer Bohnen, Spinat, Rüben usw. sogar Quitten, Pflaumen, Birnen, Aubergines, Pepperoni zu finden. Früchte kaufte ich meist von «Hausierern», das Hundert Orangen zu zirka Fr. 3.50, Bananen, noch grün, per Bund zu 100 Stück zwischen Fr. 2.— und Fr. 3.—, Ananas je nach Größe zu zirka Fr. 1.—. Dazu wurden noch viele bei uns unbekannte Früchte angeboten: Papai, ein gurkenförmige Frucht mit gelbem Fruchtfleisch, Mstafeli, außen grün und stachelig, innen weiß, mit Erdbeergeschmack, Mango und Wassermelonen, letztere groß wie Medizinbälle.

Auch der Kontakt mit den Schwarzen war anfänglich nicht leicht zu finden. Man sagte uns, die Neger wären wie Kinder. Aber alles, was wir in der Psychologie über den Umgang mit Jugendlichen gelernt hatten, ließ sich nicht einfach anwenden. Der Neger ist weder Kind noch Jugendlicher, er ist etwas Neues, für uns zuerst ganz Unverständliches, weil er anders denkt und aus einer ganz fremden Geisteswelt stammt. Was wir für schlecht ansehen und in der Kindererziehung mit viel Mühe bekämpfen, ist für ihn nicht schlecht. Ich erwähne das Stehlen: wie oft habe ich den Leuten gesagt, daß wir unsere Zwiebeln selber essen möchten. Es nützte nichts; höchstens wurde mit mehr Raffinement gestohlen — und selbstverständlich niemals etwas gestanden. Auch die Unzuverlässigkeit gab uns zu schaffen.

Aber wir hatten nicht nur Schwierigkeiten mit den Schwarzen, sondern oft auch mit den Eltern der uns anvertrauten Kinder. Dies ist ja in vielen Privatschulen der Fall. Ein Telefon besaßen wir zwar nicht, aber vielen Frauen stand genügend Zeit zur Verfügung, um vorbeizukommen und uns dreinzureden. Vielleicht dachten sie, «wer zahlt, befiehlt», und sie brachten deshalb ständig den Betrieb störende Extrawünsche an. Vor allem fehlte auch das Verständnis für unseren großen Haushalt. So wurden die Kinder mit einer Ausrede oft viel später gebracht, was eben zusätzliche Arbeit erforderte, vom späteren Feierabend gar nicht zu reden. Glücklicherweise gab es auch andere Eltern, die uns halfen, wo immer sie nur konnten, und die uns dankbar waren für die Mühe, die wir mit all den kleinen «Individualisten» oft hatten.

Wir wohnten etwa fünf Grad südlich des Äquators. Während der Sommermonate, wenn die Sonne im Norden stand, war es bedeutend kühler. Man trug dann

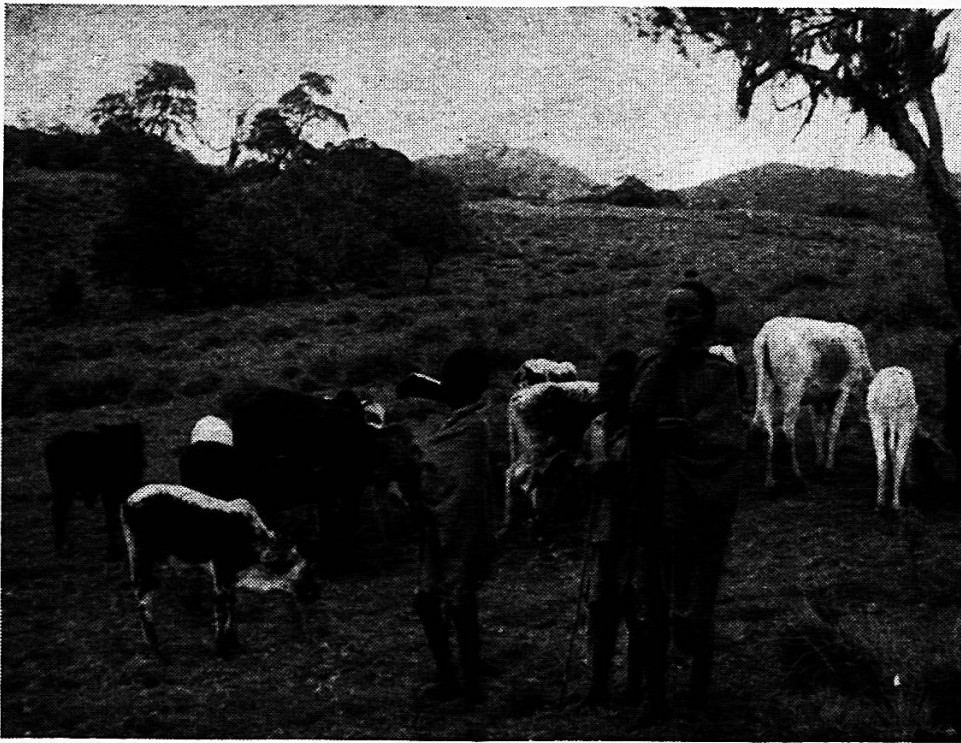
zwar etwas wärmere Pyjamas und am frühen Morgen vielleicht ein Jäcklein, aber tagsüber war es sehr angenehm, so wie an warmen Sommertagen in Europa. Meine größte Sorge in der heißen Zeit galt der Vermeidung von Erkältungskrankheiten. Wir mußten im ersten Jahr erfahren, daß man auch in den Tropen Schnupfen und Husten bekommen kann, die in der feuchten Hitze nicht leicht wieder wegzubringen sind. Wahrscheinlich ist der ständige Durchzug schuld, ohne den man es anderseits in den Häusern kaum aushalten kann.

Im Garten einer tüchtigen Gärtnerin blüht es das ganze Jahr hindurch. In den Tropen muß man aber erst Erfahrungen sammeln. Wie wichtig ist zum Beispiel die Zeit des Säens, der Standort der Saatkistchen und die stete Beaufsichtigung der Gartenboys. Ich habe erst im zweiten Jahr herausgefunden, wie, wo und wann gesät werden muß: in Kistchen unter der Treppe, damit die Pflänzchen nur Morgensonne haben und Schutz vor den heftigen Platzregen finden, und nicht vor Mitte April. In den folgenden Monaten blühten dann Sonnenblumen, Zinnien, Portulack, Tagetes und vieles mehr, dazu die Ziersträucher, die Sukkulente, eine Art Strohlblümchen und sogar Rosen, die ich in Nairobi bestellt hatte und die uns fast das ganze Jahr hindurch Freude bereiteten. Hinter der Schule hatten wir ein bescheidenes «Treibhaus» für Gemüse eingerichtet. Obwohl der Boden sehr schlecht und sandig war, konnten wir Petersilie, Salat, kleine Rüben, große, dunkelgrüne Pepperoni, Tomaten und Radieschen ernten.

Auch Tiere gehören zu einem afrikanischen Haushalt. Fast jede Familie hat einen oder mehrere Hunde. Wir hatten einige Katzen, und eines Tages fand der Küchenboy im Busch noch ein junges, krankes Kätzchen. Mit Traubenzucker und Kohle brachten wir es durch und taufte es nach seinem Fundort «Pori». Es wies eigenartige Streifen auf, was auf die nahe Verwandtschaft mit einer Wildkatze hindeutete. Hinter dem Haus, in einem eingezäunten Hofe, hielten wir Meerschweinchen und Schildkröten. Dann verschenkten wir diese und schafften uns Hühner und Enten an. Mein Mann baute mit den Buben und den Gartenboys einen netten Teich und aus Kisten ein kleines mit Dachpappe bedecktes Hühnerhaus.

Zweimal wurde uns ein junges Äfflein geschenkt. Leider brachte ich die Tiere nicht durch, obschon ich ihnen den besten Bébéschleim kochte. Sie bekamen nach Meinung der Alteingesessenen eine Art Lungenentzündung, weil junge Affen stets am Bauch der Mutter hängen und ohne diese Wärmequelle frieren. Öfters brachte man uns auch verletzte Vögel, die aber meist starben, mit Ausnahme von zwei jungen, graugesprenkelten Raubvögeln. Wir hielten dieselben in einem Terrarium, fütterten sie mit Leber und Haaren und ließen sie täglich ins Freie. Die beiden lernten fliegen, und dann kehrten sie eines Tages nicht mehr zurück. Unsere Kinder haben sie Kalif und Großwesir genannt, und noch lange nachher kam das eine oder das andere und behauptete, den Kalif oder den Großwesir auf dem nahen Ghandibaum gesehen zu haben.

In den Ferien fuhren wir meist landeinwärts, in die Tierreservate. Wir haben wundervolle Erinnerungen an die Löwen, die in den glühenden Steppen unter niedrigen Büschen lagen, an Elefanten, die in schmutzigen Tümpeln herumtollten und dann gemächlich durch den Busch verschwanden; an riesige Gnu-Herden im Ngorongorokrater; an weidende Zebras im hohen, goldgelben Steppengras, an Büffel und Giraffen an den Ufern des Manyarasees; an Flamingos, an Celebusaffen in verlassenem Urwaldschluchten. Etwas vom Schönsten war die Fahrt zu den Ngazumetbrunnen in der Massaisteppe. Wir fuhren fünf Stunden durch verlassenem Busch, über weite Hügel, und fanden die Brunnen: eine riesige Anlage von Abstiegen zu



einem Wirrwarr von Tümpeln. Mit Ledersäcken schöpften nackte Massai von Mann zu Mann Wasser in Tröge auf halber Höhe; bis dort wurden dann die Herden zum Tränken getrieben. Rund herum warteten Herden, und in riesigen Staubwolken kamen immer neue herbei. Es war überall so trocken, daß kein Gras mehr wuchs; die Hügel waren ganz kahl und die Tiere brandmager, aber hier konnten sie wenigstens einmal im Tag den Durst stillen. Das ganze Bild, die Brunnen und die Herden, die Rufe der Viehtreiber, die weite, öde Landschaft, bleibt uns unvergeßlich.

Ja, das weiträumige Afrika hat tiefe Spuren in uns hinterlassen. Wer einmal dort war, wird sicher immer ein wenig Heimweh haben nach den Negerdörfern, den dunkeln Mangobäumen, nach den weiten Steppen, dem unendlichen Himmel und dem Meer. Mit der Zeit vergessen wir ja das Schwere, das Unangenehme, das Ärgerliche; was bleibt, ist das Schöne, sind tausend Bilder, an die wir uns nicht ohne große Wehmut im Herzen erinnern.

Regine Wälti-Michel

Wenn man das Sprichwort gelten läßt: «Die Slawen vergnügen sich weinend», dann muß man auch das Metapher gestatten: «Die Neger tanzen durchs Leben». Es besteht kein Zweifel, daß kaum eine andere Rasse derart dem Tanze hingegeben ist, wie die schwarze. Wenn die kleinen Kinder ihre ersten Schritte versuchen, dann im Kreise von Tanzenden. Selbst während der Arbeit machen die Neger Tanzschritte, und sei es nur, um sich das Transportieren von Lasten zu erleichtern. Es nimmt schließlich nicht wunder, daß in ihren Bildern wie in ihren Gedichten Tanz und Tänzer eine große Bedeutung haben.

Das überaus ansprechende Bändchen «Kongo» enthält Bilder und Gedichte von Künstlern nördlich und südlich des gewaltigen Kongostromes, die in Europa unter den Begriff Volkskunst fallen. Bild- und Gedichtauswahl besorgte *Rolf Italiaander*. Sehr lesenswert ist das Nachwort des Herausgebers, dem wir den kleinen Absatz entnommen haben. (Sigbert-Mohn-Verlag, Gütersloh).